

Aus der Frühzeit der Universität Basel

Autor(en): **Wackernagel, Hans Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde**

Band (Jahr): **49 (1950)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-116288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Frühzeit der Universität Basel

von

Hans Georg Wackernagel

Man tut wohl den Dingen keinen Zwang an, wenn man die lange und recht wechselvolle Geschichte der Basler Universität in drei scharf voneinander sich unterscheidende Abschnitte gliedert. Da wäre zunächst als Frühgeschichte zu umgrenzen die Zeitepoche von den verheißungsvollen Anfängen von Anno 1460 bis zum Jahre 1529, wo die Hohe Schule in den Stürmen der Reformation rasch und wenig ruhmvoll erlosch. Eine zweite Ära umfaßt etwa 270 Jahre. Die Ära hebt an mit dem Jahre 1532, als auf reformatorisch-protestantischer Grundlage die Universität von Basel zu neuem Leben erwuchs, und sie findet ihr Ende während der Drangsale der französischen Revolution und des napoleonischen Zeitalters. Als dritter und letzter Teil der Universitätsgeschichte wäre schließlich der Zeitraum anzusehen, der mit der 1813 einsetzenden Neueinrichtung beginnt und der – je nach Auffassung des geschichtlichen Betrachters – 1914/1918 endet oder bis auf unsere Tage hinabreicht.

In allen drei Epochen werden jeweilen bei der Basler Universität als Institution von Grund auf verschiedene Wesenszüge sichtbar, die durch immer wieder anders gestellte Ziele in Forschung und Unterricht bedingt sind. Was durch Jahrhunderte verhältnismäßig unveränderten Bestand hat, sind zur Hauptsache nur gewisse Formen und Äußerlichkeiten, wie sie vor allem in den akademischen Ämtern und Würden zum Ausdruck kommen.

Nunmehr sei es gestattet, einige Bemerkungen zur ersten Epoche, zur Frühzeit der Basler Universität von 1460–1529 in Kürze vorzutragen.

Das tiefere Verständnis dieses Zeitabschnittes wird wohl wesentlich erleichtert, wenn man zunächst den Blick der historischen Überlieferung zuwendet. Bald wird man da gewahr, daß die ersten 70 Jahre unserer Alma Mater Basiliensis, gesamthaft gesehen, dürftig, lückenhaft und kurz gesagt auch oberflächlich überliefert sind.

Dieses Mangels wird man sich in verstärktem Maße bewußt, wenn man die erstaunliche Fülle und Geschlossenheit der Dokumentation danebenhält, welche die späteren Jahrhunderte von 1532 an aufzuweisen haben. – Was nun für die ersten sieben Jahrzehnte als die eine Quellengruppe zur Verfügung steht, sind im Universitätsarchiv aufbewahrte recht unvollständige Aufzeichnungen über Verwaltungsangelegenheiten der Gesamtuniversität und der einzelnen vier Fakultäten, dann Notizen über die Äußerlichkeiten des Lehrbetriebs und nicht zuletzt auch Angaben über oft sehr kleinliche und unerquickliche interne Universitätshändeleien. Sehr wenig dagegen erfährt man über das wirkliche Leben, das einst in den ersten Dezennien der Basler Hohen Schule stark und auf seine Art lebensvoll pulsierte. Vor allem auf solch unvollkommenem Materiale fußend, hat vor 90 Jahren Wilhelm Vischer die Geschichte der Basler Universität von 1460–1529 zur Darstellung gebracht mit Hingabe und echt historischem Sinn; der gleiche Wilhelm Vischer, der sich als vortrefflicher Gräzist und als Förderer des geistigen Lebens unserer Stadt unvergeßliche Verdienste erworben hat.

Neben der eben kurz skizzierten aktenmäßigen Quellengruppe von beschränktem Wert gibt es aber zum Glück noch eine kleine Reihe von Dokumenten, die bei richtiger und sorgsamer Verwendung zweifellos neues Licht auf die Frühgeschichte der Basler Universität zu werfen vermögen. Das sind die vier Matrikelbücher, in denen wir die Tausende verzeichnet finden, die ehemals in Basel studiert und akademische Grade erworben haben. Im Vordergrund steht da der prachtvolle Pergamentband der Rektoratsmatrikel – in gleicher Weise paläographisch und in künstlerischer Hinsicht merkwürdig. Aufgeschrieben sind in dem Verzeichnis, das der jeweilig ein Semester lang amtierende Rektor anlegen ließ, die frisch zugezogenen Studenten, in allem von 1460–1529 ungefähr 5200 Namen. Der Rektoratsmatrikel stellen sich die drei Matrikelbände der theologischen, juristischen und philosophischen Fakultät zur Seite, während der entsprechende Registerband der Mediziner wohl schon während des 16. Jahrhunderts verlorengegangen ist.

In den Fakultätsmatrikeln sind übrigens nicht die Studenten, sondern lediglich die Graduierten notiert, also diejenigen, welche die akademische Würde eines Baccalaureus, eines Magister artium, eines Licentiaten oder eines Doktors erworben haben.

Hier muß allerdings mit einigem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß bei weitem nicht alle jungen Männer, die damals zu Basel ihren Studien obgelegen haben, in den Matrikeln der Universität vorkommen. Auf diesen Übelstand, der von der Forschung wohl zu oft außer acht gelassen wird, hat z. B. ein Kenner des ge-

samten Basler archivalischen Materials wie Rudolf Wackernagel einmal ausdrücklich aufmerksam gemacht. Es befinden sich übrigens, wie sich auf Umwegen feststellen läßt, gelegentlich unter den Nichtaufgezeichneten gar nicht so unwichtige historische Persönlichkeiten.

Von offiziell nicht Verzeichneten wäre etwa vom Anfange der 1470er Jahre der solothurnische Staatsmann und Heerführer Niklaus Ochsenbein zu nennen, der sich auch als nicht unbedeutender Glasmaler einen Namen machen sollte.

Um 1476/77 sodann lag der 16jährige Diebold Schilling von Luzern zu Basel seinen Studien ob, später als Verfasser einer Chronik eine markante Figur in der schweizerischen Geschichtsschreibung. Als Student lebte jedenfalls der junge Schilling damals während der Burgunderkriege in einer Stadt, die sich als Beobachtungspunkt wie kaum ein anderer Ort geeignet hat. Und als Sohn der Alma Mater Basiliensis stellte – mitten im Wintersemester 1476/77 – derselbe Schilling auch als Soldat seinen Mann, indem er am 5. Januar 1477 in der großen Entscheidungsschlacht von Nancy mitfocht. Schließlich gedenken wir als eines Scholaren, der nicht in den offiziellen akademischen Listen steht, zu Anfang der 1480er Jahre des Niklaus von Flüe, eines Sohnes des Bruder Klaus.

Fehlen demnach in den Matrikelbänden manche wirkliche Studenten, so erscheinen wiederum in den Verzeichnissen nicht wenig Namen, deren Träger das Studium entweder gar nicht oder gerade nur so nebenher betrieben haben. Da hätten wir einmal die vornehmen Herren geistlichen und weltlichen Standes zu erwähnen, die auf einer Reise durch Basel kommen und die dann mit ihren glanzvollen Titulaturen durch den Eintrag in die prunkvolle Rektoratsmatrikel gewissermaßen einen «acte de présence» gemacht haben. Daneben ließen sich, was ja für Basel nicht zu verwundern ist, viele Buchdrucker, dann auch Buchbinder, Berufsschreiber usw. fälschlich als Studenten in die Matrikel einschreiben. Ferner erscheinen in den offiziellen Listen die Pedellen der Universität, weiter Reitknechte und Diener vornehmer Dozenten und Studenten, schließlich etwa noch die Köche der studentischen Konvikte. So weit wie an der württembergischen Hohen Schule zu Tübingen, wo bisweilen sogar die Dienstmägde der Professoren in den akademischen Personallisten verzeichnet werden, ging man freilich in Basel wiederum nicht. Es dürfte übrigens feststehen, daß eine derart bunte Schar von tatsächlich Nichtstudierenden sich zur Hauptsache nur deshalb immatrikulieren ließ, um der zahlreichen und keineswegs gering zu achtenden Privilegien teilhaftig zu werden, deren sich die Universitätsangehörigen in bezug

auf Steuern, Gerichtsbarkeit, Polizei und militärischen Wachtdienst einst zu erfreuen hatten.

Daß trotz all solcher Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit die Matrikelbücher mit ihren Tausenden von Einträgen für die Prosopographie, für die Personengeschichte unserer Hohen Schule ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Material zu liefern imstande sind, liegt auf der Hand. Und so erscheint denn die Hoffnung durchaus als berechtigt, daß durch die Edition derart wertvollen Quellenstoffes, die im nächsten Jahre erfolgen soll, der historischen Forschung die Möglichkeit eröffnet wird, nicht nur mit geringerem Mühaufwand, sondern auch in schärferem Umriß als bisher die Frühgeschichte der Universität erschauen und darstellen zu können.

Ohne den neuen Forschungsmöglichkeiten irgendwie vorgreifen zu wollen, möchten wir hauptsächlich auf Grund dieser Matrikelbücher im folgenden einige historische Aspekte herausgreifen, welche *die Stellung der Basler Universität in der alten Eidgenossenschaft* ein wenig beleuchten sollen.

Schließlich ist doch die Basler Universität oder das Studium Basiliense, wie es damals oft hieß, die einzige Hohe Schule in der alten Schweiz und in ihrem politischen Bereiche gewesen. Da sticht nun als erstes schon bei flüchtigem Hinschauen in die Augen, daß in den sieben Jahrzehnten von 1460–1529 die offiziellen Beziehungen der eidgenössischen Stände zur Universität von Basel dürftig und rudimentär gewesen sind, und zwar in geradezu auffallender Weise. Auffallend etwa darum, weil nämlich, wie aus den eidgenössischen Abschieden klar hervorgeht, die Tagsatzung seit den 1480er Jahren verschiedentlich und ziemlich intensiv mit der Pariser Universität Fühlung genommen hat. Es wurden so mit den zuständigen französischen Behörden wegen der Stipendiaten aus den eidgenössischen Orten, die auf Kosten der Krone Frankreichs an der Sorbonne zu Paris studieren durften, immer und immer wieder Verhandlungen geführt. Gewiß geschah dies von seiten der Eidgenossen bloß zum allergeringsten Teile aus kulturellem oder wissenschaftlichem Interesse. Vielmehr spielten hier rein realpolitische Erwägungen die maßgebende Rolle. Aber trotzdem sollte an der Tatsache einer ziemlich engen und lebendigen Verbindung, welche die Eidgenossenschaft schon im ausgehenden 15. Jahrhundert mit der großen fremden Hochschule verknüpfte, nicht ganz achtlos vorübergegangen werden.

Von der Existenz der Basler Universität jedoch, soweit es wenigstens ihre Lehr- und Erziehungstätigkeit anbelangte, nahmen die eidgenössischen Stände gesamthaft und einzeln nicht einmal Notiz. Charakteristisch für eine derartige Einstellung dürfte fol-

gende kleine Episode erscheinen. Auf der Tagsatzung in Zürich vom 15. Januar 1504 hatte Basel einen zaghaften, man kann schließlich auch sagen, einen echt baslerischen Vorstoß für seine akademische Schule unternommen. Es wurde nämlich damals 1504 ziemlich beiläufig das Begehren Basels in Abschied genommen: ... «der Hohen-Schul und ihrer Freiheiten halb, ... daß die Eidgenossen ihre Kinder fürderhin eher zu den Baslern als zu andern Schulen zur Lehr schicken möchten.»

Wenn das gedruckte eidgenössische Abschiedswerk an dieser Stelle den wahren Tatbestand wiedergibt, so hielten es die einzelnen eidgenössischen Stände damals nicht für nötig, auf den kulturpolitischen Vorstoß Basels irgendeine Antwort zu erteilen. In der Folge verschwindet denn auch – nach diesem ersten schwächlichen Anlaufe – die Basler Universität völlig aus den eidgenössischen Abschieden und Traktanden. Mit einer solch notorischen Interesselosigkeit steht übrigens der Gedanke kaum im Einklange, den der große Rechtsgelehrte und Historiker Andreas Heusler 1901 in seiner Schrift über Basels Aufnahme in die Eidgenossenschaft geäußert hat. Heusler schreibt nämlich da: «Es sei Anno 1501 beim Eidgenössischwerden von Basel mit in die Waage gefallen, welcher Gewinn für die Eidgenossenschaft darin liege, eine Stätte wissenschaftlichen Lebens im eigenen Lande zu haben.»

In ganz gleichem Zusammenhang ist dann noch anderwärts der Meinung Raum gegeben worden – von wem zuerst, vermag ich allerdings nicht zu sagen –, daß wegen seiner Hohen Schule Basel in der Rangfolge der eidgenössischen Orte zu seinem neunten ehrenvollen Platz gekommen sei, vor Freiburg und Solothurn. Richtig ist wohl hier die Ansicht – die übrigens auch Rudolf Wackernagel in seiner Geschichte der Stadt Basel zu teilen scheint –, daß bei der Aufnahme Basels in die Eidgenossenschaft und bei seiner bevorzugten Rangstellung das Vorhandensein der Universität als gelehrter Institution überhaupt keine Rolle gespielt habe.

Das eben kurz geschilderte Desinteressement der eidgenössischen Städte und Länder an der akademischen Studienanstalt in Basel ist weit leichter festzustellen als befriedigend zu erklären. Feststehen dürfte freilich zunächst, daß es sich bei einer derartigen Unbekümmertheit jedenfalls nicht um eine damals gang und gäbe Zeiterscheinung gehandelt hat. Man erinnere sich in diesem Zusammenhange etwa daran, daß die so zahlreichen Universitätsgründungen im hohen und späten Mittelalter – angefangen bei Bologna im 12. und bei Paris im 13. Jahrhundert – zeitlich parallel gehen mit einer neuartig und mächtig anwachsenden organisatorischen Macht von Staat und Kirche. Aber ganz abgesehen von solch

rein zeitlichem Gleichlauf bestehen zu jener Epoche zwischen den Universitäten und den staatlichen oder kirchlichen Institutionen auch enge und lebendige Beziehungen. Auf sie hat übrigens schon vor mehr als 100 Jahren kein Geringerer als der bedeutende deutsche Jurist Friedrich Karl von Savigny in seiner Geschichte des römischen Rechts des Mittelalters verschiedentlich aufmerksam gemacht. Ganz kurz gesagt bedurften damals weltlicher Staat und Kirche für das einigermaßen richtige Funktionieren ihres gegenüber früheren Zeiten gewaltig angeschwollenen Verwaltungsapparates eines zahlreichen Personals mit einiger wissenschaftlicher Ausbildung. Bei der immer mehr anwachsenden Schriftlichkeit der Verwaltung mußte man nämlich eine Menge geübter Schreiber und Notare in Dienst stellen. Vor allem brauchte es jetzt gewiegte Kenner des weltlichen und besonders des geistlichen Rechts, um die so stark erweiterten und darum schwer überschaubar gewordenen staatlichen und kirchlichen Verwaltungsbereiche in gebührender Ordnung zu halten. Kein Wunder, daß darum die Potentaten des 12.–15. Jahrhunderts an dem Vorhandensein von Universitäten aufs höchste interessiert waren. Und diese Anteilnahme kommt denn auch zum Ausdruck, indem überall in Europa, in Italien, Spanien, Frankreich, England und in deutschen Landen mit fast monotoner Regelmäßigkeit weltliche und kirchliche Machthaber immer und immer wieder als Gründer oder als Förderer von Hohen Schulen anzutreffen sind.

Völlig anders geartet sind demgegenüber die im Gebiete der alten Eidgenossenschaft vorherrschenden Zustände gewesen. Dort hatte sich nämlich innerhalb der verschiedenen städtischen und ländlichen Gemeinschaften die staatliche Organisation im engeren Sinne, die wie gesagt anderwärts zu beträchtlicher Höhe angewachsen war, kaum oder nur sehr rudimentär entwickelt. Nicht nur in den kleinen Länderorten, sondern auch in den großen Städterepubliken – so vor allem im kriegsgewaltigen Bern – waren die öffentlichen Angelegenheiten noch durchaus übersehbare geblieben. In einem zur Hauptsache fast patriarchalisch gebliebenen Regime, wo in den maßgebenden Kreisen jeder jeden nach Person, Sippe und Herkunft genau kannte, war mit einem Minimum von schreib- und rechtskundigen Funktionären auszukommen. Und für die Ausbildung dieser wenigen brauchte man wirklich keine Hohe Schule im eigenen oder im politisch verbündeten Bereiche. Vielmehr behalf man sich, indem man die unumgänglich notwendigen Kräfte von Fall zu Fall dorthin bezog, wo sie eben vorhanden waren, d. h. sehr oft aus Orten außerhalb der Eidgenossenschaft. Man denke unter anderem an die Angehörigen der aus dem elsäs-

sischen Hagenau stammenden Familie Schilling, die im ausgehenden fünfzehnten und im beginnenden sechzehnten Jahrhundert in Luzern und Bern als Staatschreiber, als höhere Verwaltungsbeamte und offizielle Historiographen sich so rühmlich auszeichneten. In gleicher und ähnlicher Eigenschaft wären dann vielleicht zu nennen: ein Hans von Staal in Solothurn aus Wangen im Allgäu, Konrad Justinger in Bern aus Rottweil, Niklaus Schradin in Luzern aus Reutlingen usw. – Zusammenfassend darf also mit einigem Recht gesagt werden, daß zu einem wesentlichen Teile das fehlende Interesse der eidgenössischen Orte an der Universität Basel durch das eigenartige und altertümliche staatliche Wesen in der alten Eidgenossenschaft bedingt gewesen ist.

In einem Ausnahmefall, der indes zweifellos die bestehende Regel nur bestätigt, haben es freilich einmal politische Stellen in der Eidgenossenschaft für nötig erachtet, sich mit der Basler Hohen Schule näher zu befassen. Es handelt sich dabei merkwürdigerweise um eine fast tragikomisch zu nennende Affäre, die mit der Stellung der Universität als Unterrichtsanstalt kaum etwas zu tun hat, und von der nun im folgenden kurz die Rede sein soll. Im Wintersemester 1494/95 hatte sich der Glarner Gregorius Bünzli, wohnhaft in Weesen am Walensee, in Basel immatrikulieren lassen, nachdem er das Jahr zuvor an der Universität Leipzig studiert hatte. Indem der junge Bünzli zu Basel den normalen Lehrgang an der philosophischen Fakultät als fleißiger Student durchlief, wurde er im Spätsommer 1495 zum «baccalarius artium» und wiederum zwei Jahre später, nämlich 1497, zu einem «magister artium» promoviert. Noch während seines Studiums sehen wir Bünzli 1494 als Lehrer an der St. Theodorsschule zu Klein-Basel. Als sein Schüler erscheint hier von 1494–96 der zehnjährige Ulrich Zwingli, der spätere Reformator, der übrigens noch in späteren Jahren seines ehemaligen Lehrers zu St. Theodor in Liebe und Hochachtung zu gedenken pflegte. Wie es weiter nicht zu verwundern ist, beteiligte sich Bünzli an den bitteren und leidenschaftlichen Streitigkeiten, die als Folge des Krieges von 1499 zwischen Schwaben und Eidgenossen zu Basel gerade auch in literarischen Kreisen aufs heftigste entbrannten. In einem lateinischen Spottgedichte schalt der Schulmeister zu St. Theodor die Schwaben u. a. als «Feiglinge, Ausreißer, Dummköpfe und Faulpelze.» «Suevi sunt timidi, fugitivi, ignari et inertes.» Die Rache ließ nicht lange auf sich warten. Als fertiger Magister der freien Künste besuchte unser Glarner, wie es damaligem akademischem Brauche entsprach, im Sommersemester 1501 juristische Vorlesungen. Und da nun passierte es dem guten Bünzli, daß er – wahrscheinlich an einem heißen, schwü-

len Nachmittag – während des Kollegs fest einschliefl. Ein neben ihm sitzender Kommilitone aus dem Schwabenland ergriff geistesgegenwärtig die Gelegenheit beim Schopfe und schrieb in das Kollegienheft des sanft schlummernden Magisters aus dem Glarnerland voll Spott und Hohn die lateinischen Distichen:

«Switze inimice dei, fidei hostis, Switze tiranne, Lactifagus nequam, vach bovimulctor iners. Dii nequeunt ultra cedes et ferre rapinas, Quas silvis genitus more latronis amas. Tempus adest, quo tu, dum speras aurea dona, Liligeri fugies ferrea tela ducis.»

In der Übersetzung lautet das boshafte Poem etwa folgendermaßen:

«O Schweizer, Feind des Glaubens und Gottes, Schweizer, du bist ein Tyrann, dazu ein milchsaufender Schurke und ein fauler Melker der Kühe. Fürderhin können die Götter nicht mehr dulden deine Mordtaten und Räubereien, die du als Sohn der Waldgebirge liebst nach Räuber manier.

Die Zeit ist jetzt da, wo du vor den eisernen Artilleriegeschossen des französischen Königs fliehen wirst, während du doch vom gleichen König goldene Geschenke erhofftest.»

Als unser Bünzli endlich aufwachte, ward der Delinquent, der Verfasser des Spottgedichtes, bald gefunden: es war Hieronymus Emser von Ulm, der seit dem Winter 1497/98 in Basel studierte und hier auch Baccalarius und Magister geworden war; der gleiche Hieronymus Emser, der sich später als gar nicht unbedeutender Humanist und als erbitterter Gegner der Reformation einen Namen machen sollte.

Viel zu weit möchte es führen, wenn wir uns im einzelnen damit befassen würden, was alles für Folgen dieser Eintrag von Spottversen in ein Kollegheft damals gezeitigt hat. Ganz in Kürze sei lediglich festgestellt: Der unvorsichtige Schwabe – Basel war jetzt im Juli 1501 eidgenössisch geworden – ward hinter Schloß und Riegel gesteckt, und der Stand Basel wandte sich wegen der «lateinischen vers und metra», welche die Ehre und den guten Leumund der ganzen Eidgenossenschaft merklich befleckt hätten, an die Tagsatzung. Da wurde nun am 13. Mai 1502 in Zürich von den eidgenössischen Boten beschlossen, daß wegen des schmähhchen Gedichts, «so ein pfaff zu Basel uns Eidtgnossen zu schand und schmach gemacht hab», Zürich und Zug in aller Orte Namen eine Gesandtschaft nach Basel schicken sollten, die über den dort gefangenen spottlustigen Dichter Recht zu sprechen habe. Tatsächlich mußte dann schon 10 Tage später, am 23. Mai 1502, Hieronymus Emser vor Gericht im Beisein von Hans Keller – Seckelmeister zu Zürich – und von einigen Basler Ratsherren als Vertretern der

Eidgenossenschaft in aller Form bekennen, sein Schmachgedicht zu Unrecht verfaßt zu haben und von den Eidgenossen nebst ihren Zugewandten nichts zu wissen «dann alle fromkeit, ere und gutz». Zwei Tage danach, am 25. Mai 1502, wurde Emser aus dem Gefängnis entlassen und von Stadt und Universität verwiesen. Gleichzeitig schwor Emser die sogenannte Urfehde, das heißt: er legte das eidliche Versprechen ab, sich an Basel und den Eidgenossen für die ausgestandene Haft nicht rächen zu wollen. Damit hatte eine Affäre ihr Ende gefunden, der an und für sich gewiß keine große Bedeutung beizumessen ist. Sie zeigt indes mit charakteristischer Deutlichkeit, daß die gleichen Eidgenossen, die sich um die rein akademischen Angelegenheiten der Basler Universität – wie schon bemerkt – nicht zu bekümmern pflegten, bei einem Vorkommnis politischer Art an der Alma mater Basiliensis plötzlich recht energisch reagieren konnten.

So sind alles in allem genommen die offiziellen Beziehungen der alten Basler Hohen Schule zur Eidgenossenschaft recht gering und mehr oder weniger zufällig gewesen. Ganz anders verhält es sich indessen mit den Verbindungen persönlicher und privater Art. In den 70 Jahren von 1460 bis 1529 sind nämlich viele Hunderte junger Leute aus eidgenössischen und zugewandten Städten und Ländern in Basel dem Studium obgelegen und zum Teile auch zu akademischen Ehren gelangt. Selbstverständlich liegt es uns ferne, mit endlosen statistischen Angaben und Listen die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch zu nehmen. Es mag vielmehr genügen, wenn wir gerade einige wenige Punkte herausgreifen, die für das Studium der Schweizer in unserer Stadt von besonderem Interesse sein dürften.

Richtet man zunächst sein Augenmerk auf die Herkunft der Basler Scholaren in geographischer Hinsicht, so fällt sofort auf, daß das Gebiet der Eidgenossen und ihrer Zugewandten höchst ungleichmäßig vertreten ist. Stellt z. B. die Stadt Zürich etwa 100 Studenten, so entstammen im gleichen siebenzigjährigen Zeitabschnitt nur einige 30 Zöglinge unserer Alma mater aus Bern. Den 82 Studiosen aus St. Gallen stehen bloß 44 Luzerner gegenüber. Kommen aus den heute schweizerischen Teilen des Bistums Chur – das heißt also zur Hauptsache aus Graubünden – mehr als 130 Bildungsdurstige nach Basel, so sind es deren aus einem so großen Gebiet, das ungefähr das Entlibuch, Obwalden, das Berner Oberland und die Grafschaft Greyerz umfaßt, nur etwas über ein Dutzend. Mit anderen Worten: Die Ostschweiz hat von 1460–1529 mindestens drei- bis viermal soviel Studenten nach Basel gesandt als die westlich der Reuß-Aarelinie gelegenen Gebiete.

Eine markante Ausnahme bildet in diesem Zusammenhange eigentlich nur das Wallis, wo einige siebzig Studenten ihre Heimat hatten. Es liegen m. E. hier ganz besondere Gründe vor, deren eingehende Erläuterung indessen zu weit führen würde. Immerhin rufe man sich ins Gedächtnis zurück, daß das Wallis ein Land voll von eigenartiger alter Kultur- und Bildungstradition ist, einer Tradition, die über die ehrwürdige Abtei Saint-Maurice zweifellos bis in die Spätantike hinaufreichen dürfte.

Was das eben erwähnte so markante und seltsame Übergewicht des ostschweizerischen Elementes an der alten Basler Universität anbetrifft, so kann die gar nicht selbstverständliche Tatsache viel leichter konstatiert als wirklich befriedigend erklärt werden. Zu denken wäre einmal daran, daß gerade zu Ende des Mittelalters in unseren Landstrichen die Wanderungsbewegung überhaupt deutlich ihren Gang von Osten nach Westen genommen hat. Zum Beispiel entstammt ein wesentlicher Teil der handwerklichen Bevölkerung der Stadt Basel und übrigens auch der elsässischen Städte bis weit über die Ostschweiz hinaus dem Gebiete von Südschwaben und dann weiter vom Nordfuß der Alpen bis ungefähr nach Salzburg hin. Ferner wäre vielleicht noch in Rechnung zu stellen, daß die Eigenschaft, die man heute etwa als «Bildungsdrang» bezeichnet, offenbar damals in den östlichen Gebieten der Schweiz weit stärker ausgeprägt und verbreitet war als in den westlicher gelegenen Landesteilen um Luzern, Bern und Solothurn herum. Bei dieser Gelegenheit möchten wir daran erinnern, daß ein derart auffälliger Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen der Schweiz zweifellos schon im Spätmittelalter nicht bloß auf den Bildungsdrang sich beschränkt hat, sondern tief und zäh in der gesamten Lebenshaltung wurzelt. Daß in einem derart merkwürdigen Unterschied noch der uralte Gegensatz von Burgund und Schwaben weiterlebend zum Ausdruck kommt, halten wir nicht für ganz ausgeschlossen. Über die heute noch bestehende und nicht gering anzuschlagende Bedeutung der Reuß-Aare-Linie als volksmäßig kulturelle Grenze, die so ziemlich mitten durch die Schweiz läuft, wird übrigens demnächst der von Paul Geiger und Richard Weiß bearbeitete Atlas der Schweizerischen Volkskunde gerade so präzise wie erschöpfende Auskunft geben können.

Ebenso wichtig und historisch nicht minder aufschlußreich wie die eben berührte Herkunft der Schweizer Studenten zu Basel in geographischer Hinsicht wäre es, wenn nun im einzelnen genau festgestellt werden könnte, aus welcher gesellschaftlichen Schichten in der Eidgenossenschaft die Schüler unserer Hohen Schule zu kommen pflegten. Um eine solche Frage einigermaßen befriedi-

gend beantworten zu können, müßten freilich, da es sich um viele Hunderte von Namen handelt, zum mindesten gleich viele Nachforschungen in Dutzenden von schweizerischen Archiven angestellt werden. Das ist indes zweifellos eine so weitschichtige Aufgabe, daß ihre Lösung vorläufig noch in einiger Ferne liegen wird. Wir beschränken uns deshalb auf einige kurze und knappe Angaben. Da wäre zunächst hervorzuheben, daß unter den Scholaren, die in Basel zwischen 1460 und 1529 ihre Studien betrieben haben, die Söhne aus herrschenden Geschlechtern, überhaupt die Angehörigen der Oberschicht, der Ehrbarkeit – wie man damals meist sagte – ganz überraschend stark und vielfältig vertreten gewesen sind. Etwa: die Cham, Göldli, Rahn, Roeist aus Zürich; aus Bern: die Büren, Dießbach, Haller, Kistler, Mülinen, Stein, Wattenwil; dann von Luzern die Hertenstein, Meggen, Sonnenberg; ferner die Abyberg, Inderhalden, Reding von Schwyz und so in ähnlicher Weise weiter durch alle eidgenössischen und zugewandten Orte hindurch.

Neben den auffallend zahlreichen Studenten vornehmer und kurz gesagt Oberschichtlicher Herkunft erscheint dann die bunte Schar derer, die aus den breiteren Schichten des Volkes herkommen, übrigens merkwürdig oft in den wehrhaften Kleinstädten des schweizerischen Mittellandes beheimatet.

Bei dieser Gelegenheit wäre vielleicht noch zu erwähnen, daß an der alten Basler Universität das sogenannte Bettelstudententum, das sich aus den allerärmsten Volksschichten rekrutierte, im großen und ganzen nicht anzutreffen ist. Die Scholaren, die ihren Unterhalt auf irgendeine Art zu erbetteln gewohnt waren, sind im Mittelalter überhaupt eher an den Lateinschulen als an den eigentlichen Universitäten zu treffen. Ein bezeichnendes Beispiel liefert dafür die Lebensgeschichte des so überaus sympathischen und völlig unbemittelten Thomas Platter, der mit seinen gleichfalls sehr bedürftigen Genossen aus dem Wallis auf seinen weiten Studienfahrten gerade nur die Lateinschulen und keine Hohen Schulen im engeren Sinne in der Schweiz, im Elsaß, Sachsen, Schlesien und Bayern besuchte.

Aber auch ohne das Vorhandensein eines eigentlichen Bettelstudententums gab es wie gesagt unter den Studentenscharen noch der sozialen Unterschiede genug. Falsch wäre es indessen, wenn man aus solch sozialer Differenzierung auf beträchtliche und schmerzliche Spannungen unter den akademischen Schülern schließen würde. Im Gegenteil herrschte in Basel – wie es übrigens bei den andern mittelalterlichen Universitäten gleichfalls meist Sitte war – zwischen den studentischen Vertretern der verschiedenen

Stände ein sichtlich gutes Einvernehmen. Man war freundlich miteinander. Der vornehme Berner Adelige drückte mit den schlichten Scholaren aus den schweizerischen Kleinstädten und den Bündner Tälern die gleiche Schulbank. Die vielen, zum Teil sehr blutrünstigen Schlaghändler, von denen die Akten des Universitätsarchivs so anschaulich zu berichten wissen, wurden zumeist nicht unter der Studentenschaft, sondern zwischen Studenten und rauflustigen Handwerksgesellen ausgetragen.

Nach heutigen Vorstellungen würde man bei all diesen Basler Studenten aus der Eidgenossenschaft wohl vorzugsweise an junge Leute von 18 bis 19 Jahren an aufwärts denken. Ganz anders verhielt es sich jedoch im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Da beziehen nämlich weitaus die meisten Studiosi die Hohen Schulen schon mit 14 und 15 Jahren. Man stößt sogar recht oft – gerade auch in Basel – auf 12-13jährige Studentlein, also die reinsten Schulbuben. Gesamthaft gesehen dominieren jedenfalls an den mittelalterlichen Universitäten – wie eben auch Basel eine war – die sehr jugendlichen Altersklassen durchaus. Daneben bevölkern in schönster Unregelmäßigkeit und wiederum ganz anders wie in heutigen Tagen nicht selten auch Studenten von 30 oder von sogar über 40 Jahren die akademischen Hörsäle. Man sollte übrigens bei solch ziemlich bejahrten Universitätsschülern nicht gleich an Bummelanten oder sonstwie entgleiste Existenzen denken. Vielmehr sind es meist ganz einfach Leute, die aus verschiedener Ursache noch in späteren Jahren einige wissenschaftliche Bildung erlangen wollen.

Das bemerkenswerte Dominieren einer nach unseren Begriffen noch recht halbwüchsigen Jungmannschaft an den akademischen Unterrichtsanstalten der früheren Zeit hängt zweifellos aufs engste mit der ganzen Art ihres Aufbaus und ihrer Unterrichtsorganisation zusammen. Von den vier Fakultäten trug die philosophische, die «*facultas artium*» ausgesprochen propädeutischen Charakter. Ohne daß ein Ausweis für irgendwelche Vorkenntnisse gefordert zu werden pflegte, erwarben sich sozusagen alle immatrikulierten Studenten zunächst an der Artistenfakultät die Grundlagen mediävales Wissenschaft; das heißt, sie lernten vor allem Latein in Wort und Schrift, dazu sehr rudimentär die Anfangsgründe der mittelalterlichen scholastischen Philosophie. Weitaus die Mehrzahl der jungen Studenten begnügte sich, ohne je eine Prüfung zu bestehen, mit solch elementarer Ausbildung, die etwa 4–6 Semester zu dauern pflegte. Für Basel speziell läßt sich unschwer errechnen, daß in der Frühzeit der Universität durchschnittlich – was übrigens auch für die jungen Schweizer Geltung hat – lediglich ein Viertel oder

gar nur ein Fünftel der ursprünglich Immatrikulierten über die Anfangsgründe des akademischen Handwerks hinausgelangte. Das geschah durch die Erreichung des bescheidenen Grades eines «baccalaureus artium», was ungefähr der heutigen Maturität entsprechen dürfte. Und bloß ein Viertel bis ein Drittel dieser «baccalaurei» wurde dann etwa nach vier Semestern zu «magistri artium» promoviert; übrigens die höchste akademische Würde, welche die philosophische Fakultät damals zu vergeben hatte. In der Regel waren es weiterhin gerade nur die verhältnismäßig wenig zahlreichen «magistri artium», die anschließend ans philosophische Studium in die anderen drei höheren Fakultäten übertraten, um dort wiederum zunächst als Lernende Jurisprudenz, Theologie oder Medizin zu betreiben und dann allenfalls akademische Grade zu erwerben.

Gemessen an den Anforderungen, die man heutzutage an die Hochschulen gewöhnlich zu stellen pflegt, waren die Leistungen der philosophischen Fakultäten an den durchschnittlichen mittelalterlichen Universitäten, zu denen Basel in seiner Frühzeit durchaus gehört, in rein wissenschaftlicher Hinsicht sicherlich recht bescheiden. Darüber sollte man aber einige andere Eigenschaften, die dem alten Universitätsbetrieb zu eigen waren, nicht ganz vergessen. Dadurch nämlich, daß die Studenten in festverbundener und dauernder Gemeinschaft – z. T. sogar zusammen mit ihren akademischen Lehrern – in den Kollegien und in den studentischen Konvikten der Bursen lebten und lernten, hielt es viel leichter als heute, die dem Zeitgeist gemäße Erziehung wirklich in die Tat umzusetzen. Mit pädagogisch wohl ganz richtiger Einsicht wurde beim eigentlichen Lehr- und Schulbetrieb weniger Wert auf den Erwerb von umfangreichem und mannigfaltigem Wissensstoff als auf die nützliche Fähigkeit gelegt, das verhältnismäßig wenige, was man wußte, in kontradiktorischer Art, in Form von häufig und regelmäßig abgehaltenen Disputationen klar und logisch darzulegen.

Mit gutem Recht wird man sich die Frage vorlegen dürfen, ob als Folge des so überaus starken Besuchs der leicht erreichbaren Basler Universität das allgemeine Bildungsniveau in der Eidgenossenschaft sich irgendwie gehoben habe sowohl in den kirchlichen als auch in den weltlichen Lebenskreisen. Abschließend vermögen wir die Frage nicht zu beantworten. Wenn aber in vielen amtlichen Korrespondenzen und Verlautbarungen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine sichtlich klarere und logischere Gedankenführung als ehemals zutage tritt, wenn dann oft die gleichen Schriftstücke von ehemaligen Basler Studenten, die später in der Heimat

zu Amt und Ehren kamen, verfaßt worden sind, so liegt jedenfalls eine gewisse pädagogische Einwirkung der Basler Universität durchaus noch im Bereiche geschichtlicher Möglichkeit.

Fast noch wichtiger als dieses Bildungsproblem erscheint uns hier indes noch ein anderer Gesichtspunkt. Durch das enge und jahrelange Zusammenleben und geistige Zusammenarbeiten von jungen Leuten aus maßgebenden Kreisen der Eidgenossenschaft, das damals an einer andern Hochschule oder an einem andern Orte in solch hohem Grade und auf solch unbehinderte Weise nirgends möglich war, bildeten sich deutliche Ansätze zu einem schweizerischen Nationalgefühl heraus. Sicherlich ist es nicht nur dem Spiel des Zufalls zuzuschreiben, wenn bereits im Wintersemester von 1476 auf 1477 etwa ein Dutzend Studenten aus der inneren Schweiz in einer recht eigenartigen Universitätsangelegenheit als geschlossene Gruppe gehandelt haben. Im Spätherbst des Jahres 1476 hatte ein Student namens Egidius Sunnentag, ein Basler Bürgersohn, in einer nächtlichen Rauferei einen jungen Geistlichen aus dem Gefolge des Basler Bischofs Johann von Venningen tödlich verwundet. Auf Ansuchen des Bischofs wurde deshalb der Delinquent vom Basler Rat ins Gefängnis geworfen. Die Universität, besonders ihr derzeitiger Rektor Jacobus Hugonis von Mursmünster im Unter-Elsaß, ließ sich eine solche Maßnahme nicht gefallen. Es gelang bald, den studentischen Raufbold aus Haft und Banden frei zu bekommen. Dafür rächte sich wiederum der hohe kirchliche Würdenträger auf der Stelle, indem er als Kanzler, d. h. als Oberhaupt der Universität die philosophische Fakultät in ihrem Recht stillestellte, Promotionen zum «magister artium» vorzunehmen. Nun wollte es der Zufall, daß durch die Anordnung des bischöflichen Kanzlers gerade einige Luzerner daran gehindert wurden, ihre Magisterexamen zu bestehen. Indessen, die jungen Luzerner ließen sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, sondern unterstützt von einer Gruppe ihrer Kommilitonen aus der inneren Schweiz holten sie zum Gegenschlage aus. Es war Mitte Januar 1477 geworden. Siegestrunken und beutebeladen marschierten die eidgenössischen Truppen nach dem Siege von Nancy durch unsere Stadt in ihre Heimat zurück. Und da nun machten sich unsere an ihren Examen verhinderten innerschweizerischen Scholaren an die Hauptleute der heimischen Harste heran und füllten sie mit süßem Wein oder besser Hypokras «propinantes eis zucarum et malvasiam». Ohne weiteres erklärten sich jetzt die wackeren Krieger sofort bereit, aufs Ansinnen ihrer studentischen Landsleute eine Erpressungsaktion in die Wege zu leiten. Sie erklärten in wilder Drohung, daß sie mit Gewalt und bewaffneter Hand nach Art der sogenann-

ten Heimsuchung in die Häuser der Domherren und Domkapläne eindringen und dann diese Gebäude von Grund auf zerstören wollten. Darauf ließen es aber die von panischem Schrecken erfüllten Geistlichen gar nicht mehr ankommen. Vielmehr veranlaßten sie in aller Eile ihren bischöflichen Oberherren, die für die philosophische Fakultät bestehende Examensperre mit sofortiger Wirkung wiederum rückgängig zu machen.

Es würde hier auf Seitenwege führen, wenn wir uns näher über die in kulturhistorischer Hinsicht sehr merkwürdigen Formen der erpresserischen und rächenden Volksjustiz auslassen würden, die damals eidgenössische Reisläufer zu Basel in Anwendung zu bringen gedachten. Der Hinweis möge genügen, daß ganz ähnliche brauchwürdige Elemente im gleichzeitig erfolgten Saubannerzug des Torechten Lebens nach Genf eine markante Rolle gespielt haben.

Die uns heute fast etwas komisch anmutende Examenepisode ist durch einen Zeitgenossen, nämlich durch den Basler Münsterkaplan Johannes Knebel, in seinem lateinisch geschriebenen Tagebuch überliefert worden. Nur unterläßt es leider Knebel, die Luzerner und die Innerschweizer, die dabei hauptsächlich beteiligt gewesen sind, bei Namen zu nennen. An Hand der verschiedenen Matrikelbücher, die freilich gerade hier offenbare Lücken aufweisen, lassen sich indessen einige dieser Schweizer Studenten näher bestimmen. Da wäre der aus angesehenen Familie stammende Peter Kündig von Luzern, nachmals Chorherr an der Hofkirche, zu erwähnen, der gerade vor dem Magisterexamen stand. Zu nennen wäre ferner Kündigs engerer Studienfreund, nämlich Johannes v. Sonnenberg aus dem vornehmen Luzerner Geschlecht, der es nachmals bis zum Schultheiß seiner Vaterstadt bringen sollte. Auch der junge Luzerner Edelmann, der 16jährige Peter von Hertenstein, der als Student im Sommer 1476 bei Murten mitkämpfte, und der später unter anderem Domherr zu Sitten wurde, gehörte zu der damals um ihre Rechte kämpfenden Studentenrotte. Schließlich wäre noch vor allem auf den gleichfalls erst 16jährigen Diebold Schilling von Luzern, den nachmaligen Chronisten, hinzuweisen, der damals im Winter 1476 in Basel studierte und von da aus als Soldat an der Schlacht bei Nancy am 5. Januar 1477 teilnahm. Von Innerschweizern, die den jungen Luzernern bei ihrem Examenstreit treu zur Seite standen, wäre unter anderen an Nicolaus Gugelberg aus Lachen in der schwyzerischen March und an den Bremgartener Heinrich Rotter zu denken, alle beide wiederum Angehörige angesehenen Sippen.

Der eben geschilderte Streit, der im Winter 1476 auf 1477 zwischen Bischof und Universität in Examensachen entbrannte, ist je-

doch beileibe nicht das einzige Vorkommnis, bei dem sich so etwas wie ein eidgenössisches Solidaritätsgefühl unter den Studenten in Basel offenbart hat. Auch sonst zeigt sich bei mancher Gelegenheit, daß die Schweizer gegenüber ihren meist aus Süddeutschland stammenden Kommilitonen eine gewisse Sonderstellung eingenommen haben. Sie äußerte sich u. a. in der Verschiedenheit der studentischen Bräuche und Anschauungen. So pflegten die eidgenössischen Scholaren, im Gegensatz zu ihren süddeutschen Genossen, mit Schwert und Dolch bewaffnet in der Öffentlichkeit aufzutreten; was natürlich damit zusammenhängt, daß die Schweizer meist gleichzeitig auch als Soldaten ihrem Vaterlande dienten. Vor allem aber waren die schweizerischen Studenten nicht gesonnen, den strengen altertümlichen Lebensstil, der in den studentischen Konvikten der Bursen damals herrschte, so ohne weiteres zu akzeptieren. Ferner stechen bisweilen die Studiosen aus der Eidgenossenschaft durch eine gewisse selbstbewußte Ungebärdigkeit den akademischen Lehrern gegenüber recht merkbar heraus. Im Frühjahr 1515 erscheint z. B. Peter Tschudi aus Glarus vor den versammelten Dozenten der philosophischen Fakultät zum Baccalaureats-Examen. Statt den Examinatoren nach Gebühr zu antworten, ist dem jungen Glarner auf einmal die ganze Prüfung völlig verleidet. Unvermutet sagt er: *nolo promoveri*, ich will überhaupt nicht zum baccalarius promoviert werden. Der Kandidat verläßt den Examensaal und schmetterte frech hinter sich die Türe zu, wie im Fakultätsprotokoll dazu resigniert bemerkt wird.

Daß in den Zeiten um den Schwabenkrieg, also um 1499 herum, das National- und Zusammengehörigkeitsgefühl der Schweizer Studenten in Basel eine beträchtliche Steigerung erfuhr, sollte weiter nicht Erstaunen erregen. Eidgenossen und Schwaben lebten sich jetzt an der Universität in Wort und Tat zuleide. Eine Probe dieses Gegensatzes, die Affäre wegen des Schmähgedichtes des Hieronymus Emser aus Ulm haben wir vorhin näher betrachtet. Kein Wunder, daß wegen einer derart schroffen Gegensätzlichkeit zwischen den schwäbischen und den schweizerischen Elementen um 1500 das Studium Basiliense fast zum Erliegen kam.

Indessen verhielt es sich gewiß keineswegs so, daß ein nationales Sonder- und Selbstbewußtsein unter den Studenten aus der Schweiz gerade nur während der Basler Studienjahre lebendig gewesen wäre. Vielmehr hat es allen Anschein, daß beim Nationalgefühl, das sich um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit in der Eidgenossenschaft allenthalben zu regen beginnt, neben den gemeinsamen Kriegserlebnissen auch das gemeinsame akademische Jugenderlebnis im Spiele gewesen ist; dies um so mehr, als sich in Basel ge-

wissermaßen die besten Kräfte der Nation zusammengefunden hatten. Aus dieser Schicht erwachsen im Laufe der Jahrzehnte nicht wenige führende und eidgenössisch denkende Persönlichkeiten, die dem kirchlichen, staatlichen und kulturellen Leben den Stempel ihres Wesens aufdrücken sollten. Man denke dabei etwa an Ulrich Zwingli; an Staatsmänner und Gelehrte, wie Thüring Frickart von Brugg und Melchior Russ den Jüngern von Luzern; dann an Humanisten von ausgesprochen schweizerischer Prägung, wie Albrecht von Bonstetten, Konrad Türost und vor allem an den berühmten Glarean. Auch einiger markanter eidgenössischer Heerführer, etwa eines Albrechts vom Stein, eines Johannes von Dießbach und etwa noch eines Caspars Roeist, die bei Bicocca, Pavia und beim Sacco di Roma ruhmvollen Untergang fanden, möge hier gedacht werden.

Wir sind am Schluß unseres kurzen skizzenhaften Überblicks. Alles in allem genommen sollte die Behauptung nicht zu kühn erscheinen, daß in ganz kleinem Maßstabe die Hohe Schule von Basel in ihrer Frühzeit ähnliches geleistet hat wie in andern ungleich größeren Zusammenhängen die englischen Universitäten Oxford und Cambridge. Dadurch, daß – kurz gesagt – die jugendliche Elite aus allen schweizerischen Städten und Ländern in Basel lebte und lernte, hat unsere Universität in entscheidenden Jahrzehnten für das politisch so eminent wichtige eidgenössische Zusammenhalten und Zusammenarbeiten wesentliche Grundlagen in personeller Beziehung geliefert. Und damit hat zweifellos die Basler Hohe Schule in unserer nationalen Geschichte einige Spuren hinterlassen, deren Beachtung für die historische Erkenntnis nicht ganz ohne Nutzen sein dürfte.